

Das Ausnahmetalent und sein Feind

Begabtenförderung am Gymnasium

Jacqueline Fehr, Nationalrätin SP, Winterthur



„Nicht ist mein Gefallen, dass der Niedere des Hohen wegen Unrecht leide; noch ist es mein Gefallen, dass der Hohe des Niederen wegen Unrecht leide.“ Diese Inschrift auf dem Grabstein des persischen Grosskönigs Dareios I. (auch Xerxes genannt) ist ein Bekenntnis zur Solidarität.



Dareios I regierte zwischen 522 und 486 v. Chr. und gilt als einer der bedeutendsten Staatsmänner der Antike. Die Inschrift hält den Kern seiner Überzeugungen fest, mit denen er das damalige grosspersische Reich geführt hat. Seine sozialstaatlichen Errungenschaften – zum Beispiel Lohnfortzahlungen im Falle von Krankheit – gehörten genauso dazu, wie die Förderung der Begabten. Dareios hat einen Gerechtigkeits- und Solidaritätsbegriff entwickelt, der nahe an dem ist, was wir heute unter Chancengleichheit verstehen, oder verstehen sollten. Chancengleichheit nicht als Konzept des Mittelmaßes und damit als Anpassung der Benachteiligten an die Privilegierten, sondern als Förderung aller Menschen aufgrund ihrer Fähigkeiten und Potenziale. Wer also über besondere Begabungen verfügt, hat ebenso das Recht auf die Förderung und Entwicklung dieser Talente, wie jemand, der durch Förderung einen Rückstand aufholen muss.

Überblick

- Chancengleichheit
- Bildungssystem als Ganzes
- Begabtenförderung
- Vision ‚Gymnasium mit Zukunft‘

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch

3

Bevor ich mich vertieft mit der Begabungsförderung auseinandersetze, möchte ich Ihnen einen kurzen Überblick über mein Referat geben. Ich möchte zuerst mit Ihnen über den Begriff der Chancengleichheit nachdenken. Anschliessend präsentiere ich Ihnen einen Überblick über die Erfolgsfaktoren, die aus meiner Sicht zu einer Schule mit Zukunft beitragen. Ich komme dann zur Begabtenförderung zurück und schliesse mit einer Vision des Gymnasiums mit Zukunft ab.

Dabei möchte ich Sie gleich zu Beginn warnen und Ihnen gleichzeitig gratulieren. Denn Sie haben Mut. Sie haben mit mir eine ehemalige Lehrerin eingeladen. Ehemalige haben oft ein besonders kritisches Auge auf das alte Arbeitsumfeld. Für die Schule ist das insofern unangenehm, als dass es ehemalige Lehrkräfte überall gibt. Sie werden Politikerinnen, Bildungsexperten oder Alt-Bundesratsgattin.

Natürlich bin ich geprägt von diesen persönlichen Erfahrungen, als Lehrerin, als Mutter und wie wir alle als ehemalige Schülerin und Absolventin eines Langgymnasiums. Aber ich habe doch spätestens beim Verfassen meines Buches „Schule mit Zukunft“ die persönliche Ebene verlassen, um von einem anderen Standpunkt auf die Schule zu schauen. Denn das hat sie verdient. Das Schulwesen, das Arbeiten mit Kindern ist hochkomplex und darf nicht nur in Sonntagsreden und 90-Sekunden-Tagesschau-Statements abgehandelt werden. Die Schule ist im Gespräch, und das ist grundsätzlich richtig so. Denn die Schule verdient unser Interesse und unsere Aufmerksamkeit. Doch sie verdient auch unsere Sorgfalt und unser Bemühen, hinter die Schlagzeilen zu blicken.

Chancengleichheit



„Im Sinne einer gerechten Auslese lautet die Prüfungsfrage für Sie alle gleich: Klettern Sie auf den Baum!“

CHANCENGLEICHHEIT

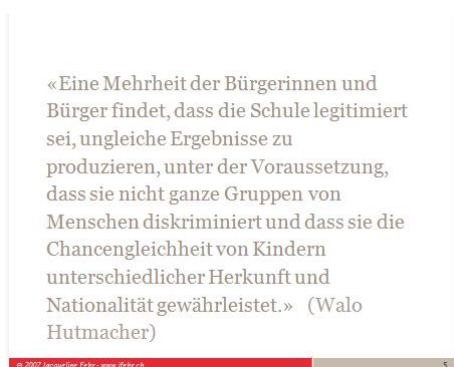
© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch

4

Eines der zentralen Ziele unseres öffentlichen Schulsystems, ja geradezu der eigentliche Sinn ihres Daseins, ist die Verwirklichung der Chancengleichheit. Doch was heisst Chancengleichheit? Und sollen wir heute nicht eher von Chancengerechtigkeit sprechen?

„No child left behind“ ist zur internationalen Chiffre für den Begriff Chancengleichheit geworden, von Hillary Clinton genauso zum Programm erhoben wie von Georg W. Bush. Geht es bei der Idee der Chancengleichheit also in erster Linie um die Anschlussfähigkeit? Oder um das Vermeiden von Diskriminierungen? Oder geht es um individuelle Förderung? Und was hat Chancengleichheit mit Begabungsförderung zu tun?

Statt von Chancengleichheit sprechen viele Bildungsfachleute vermehrt von Chancengerechtigkeit. Wie verhalten sich Gleichheit und Gerechtigkeit zueinander? Der Genfer Soziologe Walo Hutmacher hält fest, dass sich Gleichheit im Unterschied zu Gerechtigkeit relativ einfach messen lasse. Gerechtigkeit sei hingegen nicht wirklich messbar, sondern vielmehr eine Frage des gesellschaftlichen Empfindens. Und dieses lasse auch Ungleichheit zu.



Und Hutmacher wörtlich: „Eine Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger findet, dass die Schule legitimiert sei, ungleiche Ergebnisse zu produzieren, unter der Voraussetzung, dass sie nicht ganze Gruppen von Menschen diskriminiert und dass sie die Chancengleichheit von Kindern unterschiedlicher Herkunft und Nationalität gewährleistet.“



Ungleichheit kann also als gerecht empfunden werden. Ungerecht ist Ungleichheit dann, wenn unverdiente Nachteile zur Ungleichheit führen. Das heisst mit anderen Worten: Ziel der Chancengleichheit ist die Vermeidung unverdienter Nachteile. Damit fordert Chancengleichheit zweierlei: Erstens, dass alle dieselben Start- oder Ausgangschancen haben. Und zweitens, dass niemand ohne eigenes Verschulden oder Zutun benachteiligt wird. Chancengerechtigkeit bezieht sich

nur auf den zweiten Teil. Chancengleichheit ist damit die umfassendere Idee als Chancengerechtigkeit.

Nun wissen wir aber spätestens, wenn wir zum zweiten Mal Eltern werden, dass Kinder selbst dann unglaublich unterschiedlich sind, wenn sie von denselben Eltern abstammen. Die Menschen sind also als Individuen ungleich. Sie verfügen über unterschiedliche Veranlagungen und Talente. Die Menschen sind aber auch sozial ungleich. Je nach Herkunft und Milieu entwickeln sich mehr oder weniger gleich begabte Kinder ganz unterschiedlich. Ich komme auf die Frage zurück, ob und wie wir diese Herkunftsunterschiede ausgleichen können.

Kinder sind also ungleich. Wenn dem so ist und sie trotzdem dieselben Chancen haben sollen, kann die Antwort nicht Gleichmacherei heissen. Im Gegenteil: Je besser die Schule auf die Unterschiedlichkeit der Kinder eingehen kann, desto grösser ist ihr Beitrag an die Chancengleichheit. Die Antwort auf die Ungleichheit der Kinder muss deshalb individuelle Förderung heissen.



Oder wie es der Bildungsforscher Urs Moser formuliert hat: „Die zentrale Frage für eine chancengleiche Schule lautet nicht, zu welchem Angebot ein Kind passt, sondern was die Schule tun kann, damit sie das Kind zum Erfolg führen kann.“



Weshalb ist Chancengleichheit so zentral und so sinnstiftend für ein öffentliches Bildungssystem? Es sind im wesentlichen drei Gründe:

1. **Chancengleichheit ist ein ethischer Imperativ:** Wenn Bildung macht, dass der Mensch nicht länger ist, als was er geboren war, sondern zu dem wird, was er kann“ – wie es Bundesrat Moritz Leuenberger mal treffend ausgedrückt hat – dann geht es in einem chancengleichen

Bildungssystem darum, einen Rahmen zu schaffen, in welchem Kinder ihre Veranlagungen, Fähigkeiten und Talente zum Blühen bringen können.

2. **Chancengleichheit ist ein staatspolitischer Imperativ:** Die Demokratie als Staatsform, welche allen Bürgerinnen und Bürger gleiche Rechte gewährt, fusst auf der Idee der Chancengleichheit. Demokratie ist nicht vereinbar mit einem System, das Chancen aufgrund von Schichtzugehörigkeit oder Kasten verteilt.
3. **Chancengleichheit ist ein ökonomischer Imperativ:** Eine Gesellschaft, die auf Leistung baut, muss den besten die besten Chancen eröffnen und nicht primär jene fördern, die ins richtige Nest geboren wurden. Eine Gesellschaft, die sich weiterentwickeln will, darf sich nicht auf die Seite des meist satten Establishments schlagen, sondern sollte sich immer die Frage stellen, wer die grössten Fähigkeiten, am meisten zu gewinnen und die höchste Motivation fürs Vorwärtstkommen hat.

Chancengleichheit bedeutet, dass wir versuchen, die ungleichen sozialen und kulturellen Ausgangslagen der Kinder auszugleichen. Dabei spielt das Bildungsangebot eine zentrale Rolle. Dieser Ausgleich hat zum Ziel, dass alle Kinder unabhängig von familiärer Herkunft oder Geschlecht dieselben Chancen haben, ihre Talente zum Blühen zu bringen. Die Formel „No child left behind“ greift zu kurz. Es geht nicht nur um die Angleichung der benachteiligten an die Privilegierten, sondern um die Förderung aller Menschen aufgrund ihrer Fähigkeiten und Potenziale. Damit stärken wir die Demokratie, den Gedanken der Gerechtigkeit und handeln nach dem Grundsatz „Fähigkeit statt Herkunft“.

Bildungssystem als Ganzes



Bevor ich vertieft auf die Frage der Begabungsförderung eingehe, möchte ich den Blick etwas öffnen und die Schule als Ganzes betrachten. Dabei geht es um eine summarische Einschätzung der Stärken und Schwächen des heutigen Bildungssystems sowie der Herausforderungen und der möglichen Lösungen. Dieser Blick aufs Ganze bringt es mit sich, dass Sie sich nicht immer direkt als Mittelschullehrkraft angesprochen fühlen. Manchmal vielleicht eher als Vater oder Mutter, oder als Nachbarin oder Onkel. Oder einfach als Mensch in einem Land, das auf ein gutes und zukunftsfähiges Bildungswesen angewiesen ist.

Um die Schule ist ein neuzeitlicher Kulturkampf entbrannt. Mit Engagement und Herzblut wird über Gesellschaft und Werte gestritten. Die Schule steht mittendrin. Um sie wird gerungen. Sie steht im Fokus. Auf ihr prasselt die Kritik nieder. Einiges scheint schief zu laufen. Viele zeigen sich unzufrieden

und stellen sich Fragen. Wieso brauchen so viele Kinder sonderschulische Massnahmen? Haben wir mit den Reformen die Weichen falsch gestellt? Lernen unsere Kinder genug? Wo bleiben Disziplin und Ordnung? Bereitet die Schule die Kinder auf die Zukunft vor? Werden die Kinder genügend gefördert oder überfordert? Brauchen wir Ausländerquoten? Sind unsere Lehrerinnen und Lehrer gut genug? Wie kommen wir zu Tagesschulen? Wo sind die Eltern?

Bei all den Fragen dürfen wir die Relationen nicht verlieren:

Die Schule leistet gute Arbeit

- 📌 99,6% der 5- bis 14-Jährigen besuchen Schule od. Kindergarten (OECD: 98.4%)
- 📌 96,6% der Kinder besuchen eine öffentliche Schule
- 📌 Über 70% schliessen die obligatorische Schule ab

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch 10

Die Schule leistet gute Arbeit. 99,6 % der Kinder zwischen 5 und 14 Jahren besuchen die Schule, 96,6% öffentliche Schulen. Über 70 % der Schülerinnen und Schüler schliessen heute mit mehr als dem obligatorischen Schulabschluss ab. 1980 waren dies erst 50%. Ich finde es wichtig, diese positive Gesamtbilanz unseres Bildungswesens zu betonen, sie geht heute oft vergessen. Und trotzdem dürfen wir uns mit der heutigen Situation nicht zufrieden geben. Aus verschiedenen Gründen:

Herausforderungen

- *Schwindendes Vertrauen*
- *Starker Einfluss der sozialen Herkunft*
- *Sonderschulische Unterstützung*
- *Ungenügende Basiskenntnisse bei 1/5 der Abschliessenden*
- *Überdurchschnittliche Kosten*
- *Fehlende Verbindlichkeiten und Verantwortung*

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch 11

1. Trotz guter Leistungen schwindet das Vertrauen in die Schule. Politisch sehen wir diesen Vertrauensschwund in den Referenden gegen das Koordinationsprojekt HarmoS, aber auch in den Initiativen für eine freie Schulwahl. Im Gespräch hören wir es in den vielen Klagen der Eltern, der Verunsicherung der Lehrkräfte und den Forderungen der Wirtschaft.
2. Viele Kinder erreichen nicht das, was sie aufgrund ihres Potentials könnten. Herkunftsunterschiede und Vorurteile schränken den Schulerfolg ein. Kinder werden nicht entsprechend ihren Begabungen gefördert.
3. Immer mehr Kinder erhalten in irgendeiner Form sonderschulische Unterstützung. Im Kanton Zürich sind es gar mehr als die Hälfte aller Schülerinnen und Schüler. Damit wird die Schule für alle unübersichtlicher und ohne nachweisbaren Mehrwert teurer.

4. Nahezu ein Fünftel aller Schulabgängerinnen und -abgänger verfügt am Schluss der obligatorischen Schulzeit über ungenügende Basiskenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen. Eine schlechte Schulbildung führt in der Regel zu schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt und damit zu geringem Einkommen. Oft sind Armut und Abhängigkeit die Folge. Und Armut wird sehr oft an die nächste Generation weiter vererbt. Damit dreht ein unheilvoller Teufelskreis.
5. Die Schweiz gibt pro Schülerin und Schüler überdurchschnittlich viel Geld aus. Die Leistungen, die wir damit auslösen, sind im internationalen Vergleich durchschnittlich. Damit stellt sich die Frage der Effizienz.
6. Es fehlt zunehmend an Verbindlichkeit und Verantwortung. Wer ist eigentlich für was zuständig? Wer muss für die Resultate der Schule gerade stehen? Wohin kann ich mich wenden, wenn ich ein Anliegen habe? Wer ist wessen Ansprechpartner?

Um diese Herausforderungen anzugehen, brauchen wir vor allem Eines: Wir brauchen eine Vorstellung der Schule der Zukunft. Auch wenn ich mich in meinem Buch und damit auch in den folgenden Ausführungen besonders auf die Volksschule beziehe und einen Schwerpunkt in der vorschulischen Phase setze, ist doch einiges auch für die Gymnasialstufe gültig. Die Probleme mögen sich in den Gymnasien weniger akzentuiert stellen, da nur die Leistungsstarken und Anpassungsfähigen überhaupt den Sprung ins Gymnasium schaffen. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, dass damit die Frage der Chancengleichheit gelöst wäre.

Im Gegenteil: Betrachtet man die Schule bzw. das Schulsystem als Ganzes, gibt es über die verschiedenen Schulstufen und Schultypen hinweg viele Konstanten in den Problemen. Probleme, die in frühen Phasen entstehen, nicht gelöst werden und sich von Stufe zu Stufe fortpflanzen. Egal auf welcher Stufe man unterrichtet: Eine gemeinsame Vorstellung von Schule und Pädagogik tut Not. Und zwar eine Vorstellung, die auf allen Stufen funktioniert. Damit stellen sich Fragen wie: Was heisst lernen? Was ist das Ziel der Schule? Was ist Pädagogik? Wie sind die Beziehungen zwischen Schülern und Lehrkräften zu gestalten? Und so weiter.

Um diese Fragen zu beantworten, brauchen wir in erster Linie ein Ziel vor Augen.

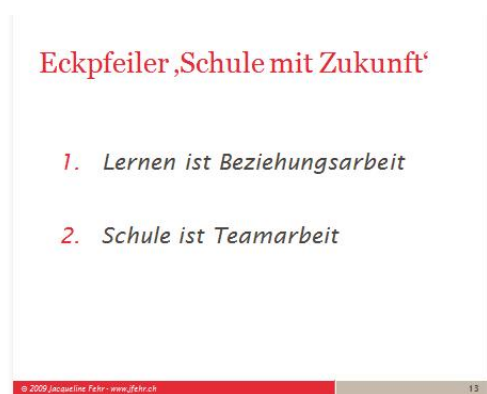


Ich stelle mir den Weg zu einer Schule der Zukunft immer als Bergwanderung vor. Wir schaffen den Aufstieg auf den Gipfel, wenn wir wissen, wie schön die Aussicht da oben sein wird. Heute merken wir alle vor allem, dass der Aufstieg steil ist. Eltern wissen nicht mehr genau, wo der Weg durchgeht, wo der Gipfel ist. Lehrer kommen in diesem steilen Aufstieg an die Grenzen der Kräfte. Trotz enormer Anstrengungen geht es nur langsam vorwärts. Man versucht, Fehltritte zu vermeiden,

kämpft sich voran. Schülerinnen und Schüler spüren die Verunsicherung. Wir alle wissen: Die Herausforderung eines solchen Aufstiegs auf den Gipfel meistert, wer weiss, dass es sich lohnt. Dass die Aussicht danach atemberaubend sein wird. Dass man sich auf dem Gipfel frei fühlt.

Ich habe Schulen besucht, die auf dem Gipfel angekommen sind: in Schweden, in Finnland und auch in der Schweiz. Ich habe in ihren Schulräumen, Lehrerzimmern und auf ihren Pausenplätzen eine grosse Ruhe und Zufriedenheit gespürt. Ich habe erlebt, dass anstelle von Ängsten und Zweifeln Stolz und Sicherheit das Klima an den Schulen bestimmen können.

Lassen Sie mich also, basierend auf diesen realen Erfahrungen, mein Bild der Schule mit Zukunft zeichnen. Um Sie anzuregen, auch Ihr Bild der Schule der Zukunft zu zeichnen. Wir brauchen ein Bild, das uns klar macht, warum wir die Anstrengungen unternehmen, die wir alle zum Wohl der Schule unternehmen. Ich skizziere zwei Eckpfeiler der Schule mit Zukunft. Zwei Grundsätze, die zentral sind für das Bild der Schule – und die viele weitere Veränderungen ganz automatisch und logisch nach sich ziehen. Es ist mir nochmals wichtig zu betonen: Es sind keine wirklichkeitsfernen Visionen, sie werden schon gelebt, im Ausland und hier in der Schweiz.



1. Lernen ist Beziehungsarbeit und
2. Schule ist Teamarbeit.

Mein Fokus liegt dabei bewusst auf der Pädagogik und dem Schulalltag und nicht auf den Strukturen. Es geht um das Bild von Schule, das wir haben. Es geht um die Vorstellung, was Bildung ist und wie sie funktioniert.

Was bedeutet also: **Lernen ist Beziehungsarbeit?**

Stellen wir uns die Grundfrage: Was muss Schule? Schule muss die Freude am Lernen fördern. Damit sie das kann, müssen wir lernen, wie Kinder lernen. Kinder wollen Herausforderungen meistern. Doch diese dürfen nicht ausschliesslich nach dem System Hochsprung funktionieren. Nicht alle müssen dieselbe Höhe überspringen und nicht jener hat zwingend am meisten geleistet, der am Schluss die Latte am höchsten legen kann. Wir müssen darum vom Kind aus denken:

Lernen ist Beziehungsarbeit

- *Kinder sind neugierig und lernen gern*
- *Bildung beginnt bei der Geburt*
- *Bildung ist nicht gleich Schule, Schule ist nicht gleich Unterricht*
- *Jedes Kind lernt anders*

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch

14

- Kinder sind neugierig und lernen gern. Sie sind aktive, kompetente Wesen, die aus eigenem Antrieb ihre Umgebung erforschen und sich die Welt aneignen.
- Bildung beginnt bei der Geburt. In den ersten Lebensjahren werden die Grundsteine für die späteren Bildungschancen gelegt.
- Die Gleichung «Bildung gleich Schule gleich Unterricht» greift viel zu kurz. Bildung findet vor, nach und in der Schule statt.
- Jedes Kind lernt anders. Jedes Kind hat ein individuelles Entwicklungstempo. Entwicklung und Lernen passiert im Wechselspiel zwischen Veranlagung und Umgebung. Unterforderung und Überforderung hemmen und schaffen Druck.

Kinder kommen als kompetente, wissensbegierige, eigenaktive und neugierige Wesen zur Welt. Es gibt für kleine Kinder nichts Spannenderes, als zu lernen und die Welt zu entdecken. Die grossen Lernfortschritte machen die Menschen ganz am Anfang ihres Lebens, und sie machen sie von sich aus. Man kann kleinen Kindern nichts beibringen, für das sie nicht von ihrer Entwicklung her bereit sind. Und man kann die Reihenfolge der Schritte nicht von aussen steuern. Genauso richtig ist aber auch die Erkenntnis aus der frühkindlichen Bildung, nach der „das Gras nicht schneller wächst, wenn man an ihm zieht.“

Frühkindliche Bildung ist ein Schlüsselthema der Bildungspolitik, denn die ersten vier Lebensjahre sind für den späteren Lernerfolg massgeblich. Eine Bildungspolitik, die dieses Alter ausblendet, läuft Gefahr, zu spät zu kommen, und mehr korrigierend als gestaltend zu wirken. Damit wir die frühe Kindheit bildungspolitisch diskutieren können, brauchen wir einen modernen Bildungsbegriff. Bildung ist nicht gleich Schule und Schule ist nicht gleich Unterricht. Frühkindliche Bildung ist in erster Linie Spielen, Entdecken und Entwickeln. Und zwar ganzheitlich. Qualitativ gute Kindertagesstätten, Kitas oder Krippen, arbeiten mit einem bildungspolitisch motivierten, pädagogischen Konzept. Sie ermöglichen den kleinen Kindern, ihre sinnlichen, musischen, sozialen, emotionalen, motorischen und kognitiven Fähigkeiten optimal zu entwickeln. Dabei spielen die anderen Kinder eine entscheidende Rolle, denn niemand ist für ein kleines Kind so anregend wie ein anderes Kind. Der Aufenthalt in einer Kita dient längst nicht nur dazu, den Eltern den Rücken für die Erwerbsarbeit frei zu halten. Immer deutlicher rückt die bildungspolitische Bedeutung dieser Angebote in den Vordergrund. Pädagogisch gut geführte Krippen und Kitas sind ein zentrales Element eines Bildungssystems, das die Verwirklichung der Chancengleichheit ernst meint.

Allerdings: Aus der jüngeren Forschung wissen wir, dass die positiven Effekte einer Kita bezüglich Chancengleichheit und ganzheitlicher Entwicklung in einer traditionell geführten Primarschule rasch wieder verpuffen. Nur dort, wo der individualisierte Unterricht wirklich umgesetzt und eine Pädagogik verfolgt wird, die auf der Eigentätigkeit der Kinder aufbaut, können die Chancengleichheit und die kindgerechte Förderung dauerhaft gestärkt werden. Kinder brauchen eine Schule, die sie zu Leistungen ermuntert, die Leistungen wertschätzt und auch belohnt. Kinder lernen gerne und müssen deshalb nicht ständig belehrt werden.



Pädagoginnen und Pädagogen auf allen Stufen sind also in erster Linie für ein gutes Lern- und Entwicklungsklima verantwortlich. Damit Kinder lernen können, brauchen sie eine gute, vertrauensvolle Beziehung zu ihrer Lehrerin oder ihrem Lehrer. Unterrichtsqualität misst sich in erster Linie daran, ob die Kinder in ihrer Verschiedenheit wahrgenommen und gefördert werden, ohne dass dabei der Zusammenhalt und das soziale Zuhause in der Klasse aufgelöst wird. Besonders auf der Gymnasialstufe wollen Kinder und Jugendliche als Individuen wahrgenommen und erkannt werden. Wo Schulprobleme auftauchen, hört man früher oder später den Satz: „Meine Lehrer haben ja keine Ahnung, wer ich bin und wie ich ticke. Die sehen in mir doch nur einen Schüler mehr.“ Jugendliche wollen, dass man sich mit ihnen auseinandersetzt, sich an ihnen reibt. Gymnasialschülerinnen und -schüler wollen zudem den intellektuellen Austausch, das Gespräch über die Welt. Das setzt Zusammensein und Begegnung voraus.

Und damit sind wir bei der Schulorganisation.

Schule ist Teamarbeit

- *Mehrere Lehrkräfte pro Klasse*
- *Lehrkräfte & weitere Fachpersonen*
- *Schule als Lebensraum & Arbeitsort für SchülerInnen & LehrerInnen*
- *Gemeinsame Zeit von morgens und abends gibt Raum und Zeit um als Team zu arbeiten*

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch 15

Schule ist Teamarbeit. Nicht nur zwischen den Lehrkräften, sondern auch zwischen Lehrkräften und weiteren Fachleuten an der Schule. Fachleute aus der Sozialpädagogik, der Psychologie und der Medizin unterstützen die Lehrkräfte. Die nicht-pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an

den Schulen (Abwart, Köchin usw.) sind vollwertige Mitglieder des Teams. Die Schule versteht sich als Lebensraum, den alle am Morgen betreten, um gemeinsam den Tag zu verbringen und am Abend nach Hause zu gehen. Kinder wie Lehrkräfte erledigen die Arbeit in der Schule, was allen die Zeit und den Raum gibt, um als Team zu arbeiten.

Kinder brauchen nicht in erster Linie Lehrkräfte als „Unterrichter“, die belehren. Die zentrale Aufgabe der Schule ist, das Lernen zu fördern. Der stark lehrerzentrierte Unterricht stösst dabei logischerweise an seine Grenzen. Man muss die Schule, den Unterricht neu gestalten. Vordergründig spielen in den Schulen der Zukunft die Lehrkräfte eine weniger zentrale Rolle. Die Kinder lernen weitgehend selbstständig – manchmal alleine, manchmal in Gruppen, manchmal in Experimenten, manchmal in Trainingseinheiten. Kinder und Jugendliche helfen sich dabei gegenseitig und holen sich die Unterstützung bei den Lehrkräften. Diese bringen nicht bei, sondern coachen das Lernen.

In der Schule mit Zukunft leisten die Lehrkräfte die Hauptarbeit im Hintergrund. Entscheidend ist, wie gut das pädagogische, methodische und organisatorische Konzept durchdacht ist. Der Stoff muss so aufbereitet sein, dass ihn sich die Schülerinnen und Schüler aneignen können – mit unterschiedlichen Fähigkeiten und in unterschiedlichem Lerntempo. Individuelle Ziele und Lehrpläne gehören genauso dazu wie abwechslungsreiche und motivierende Lerneinheiten. Das sind Prozesse, die man im Team angehen muss. Prozesse, die Zeit und Raum brauchen, die eine gemeinsame Grundlage aller Beteiligten brauchen.



Die Herausforderung, jedes Kind dort abzuholen, wo es steht und sein natürliches Interesse mit einzubeziehen ist eine Überforderung der Lehrkräfte, wenn wir an den klassischen Unterricht denken. Es braucht darum eine pädagogische Neuorientierung, auch und gerade auf der Gymnasialstufe. Ich komme darauf zurück.

Begabungsförderung

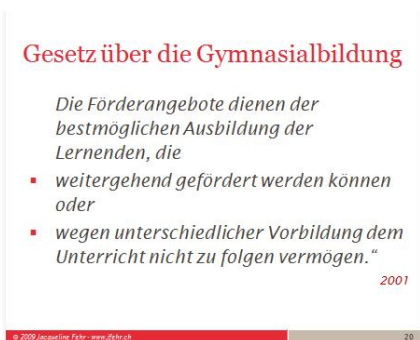


Doch werfen wir zuerst einen Blick auf die Begabungs- und Begabtenförderung. Ich habe die Frage, ob das Gymnasium die Begabten fördere, vor ein paar Tagen mit Jugendlichen besprochen, die aktuell die 4. Klasse in einem Langgymnasium absolvieren. Die Reaktionen waren heftig, eindeutig und klar: „Nein, sie fördern die Anpasser. Sie fördern das Mittelmass.“ Und die Antwort auf meine Frage „Und wer ist der Feind des Ausnahmetalents?“ war ebenso klar: „Die Gleichmacherei!“

Sie mögen sich an den persischen Grosskönig Dareios I erinnern, der bereits im 5. Jahrhundert vor Christus darauf hingewiesen hat, dass Gerechtigkeit erst dann hergestellt ist, wenn alle gemäss ihrem Potential gefördert werden. Wer also über besondere Begabungen verfügt, hat ebenso das Recht auf die Förderung und Entwicklung dieser Talente, wie jemand, der durch Förderung einen Rückstand aufholen muss. Im Originalzitat hiess es: „Nicht ist mein Gefallen, dass der Niedere des Hohen wegen Unrecht leide; noch ist es mein Gefallen, dass der Hohe des Niederen wegen Unrecht leide.“



Förderung kann man von zwei Seiten denken, wie es das Luzerner „Gesetz über die Gymnasialbildung“ aus dem Jahr 2001 tut:



Es hält fest:

„Die Förderangebote dienen der bestmöglichen Ausbildung der Lernenden, die

- a. weitergehend gefördert werden können oder
- b. wegen unterschiedlicher Vorbildung dem Unterricht nicht zu folgen vermögen.“

Wenden wir uns hier ausschliesslich der selten diskutierten Seite der Medaille „Chancengleichheit“ zu, der Begabtenförderung, also dem Kernthema der heutigen Veranstaltung. Dazu führt die Verordnung aus:

Verordnung

Förderung von Lernenden mit besonderen Begabungen

§ 53 Zweck

- ¹ Die Schule sorgt dafür, dass Lernende mit besonderen Fähigkeiten oder besonders hoher Leistungsbereitschaft frühzeitig erkannt und entsprechend gefördert werden.
- ² Angebote zur Begabungsförderung zielen auf eine optimale Förderung der Begabungen und auf die Vermeidung von Fehlentwicklungen.

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch 20

Die Schule sorgt dafür, dass Lernende mit besonderen Fähigkeiten oder besonders hoher Leistungsbereitschaft frühzeitig erkannt und entsprechend gefördert werden. Die Angebote sollen so sein, dass die Begabung optimal gefördert werden kann. Es stehen namentlich drei Angebotsformen zur Auswahl:

Verordnung

§ 54 Angebote zur Begabungsförderung

¹ Im Rahmen der Begabungsförderung sind folgende drei Angebotsformen möglich:

- a. die Förderung im Rahmen des Unterrichts in den Regelklassen,
- b. die Förderung durch Anreicherung der Unterrichtsangebote,
- c. die Förderung durch Beschleunigung.

© 2009 Jacqueline Fehr - www.jfehr.ch 21

- Förderung im Rahmen des Unterrichts, schwergewichtig durch Differenzierung im Unterricht
- Förderung durch Anreicherung der Unterrichtsangebote durch den Besuch spezieller Fächer- oder Projektangebote sowie
- Förderung durch Beschleunigung, zum Beispiel durch überspringen eines ganzen Schuljahres oder durch einen altersgemischten Unterricht.

Sind das die richtigen Antworten auf die Aussage der Jugendlichen: Gefördert werden nicht die Begabten, sondern die Angepassten? Gefördert werde das Mittelmass. Chancengleichheit werde mit Gleichmacherei verwechselt. Durch was zeichnen sich begabte, insbesondere auch hoch begabte

Menschen aus? Hier müssen wir als erstes festhalten: Begabung ist keine feste Grösse. Die Annahme, dass besonders begabte Kinder und Jugendliche quasi als Kompensation soziale Defizite hätten, ist in jeder Hinsicht falsch. Zwar gibt es gemäss der Hochbegabtenforschung soziale Eigenschaften, die für besonders begabte Kinder und Jugendliche typisch sind. Beispielsweise beschäftigen sie sich noch intensiver als ihre Altersgenossinnen und -genossen mit Begriffen wie Gerechtigkeit, Gut/Böse, Recht/Unrecht. Sie verfügen über eine ausgeprägte Individualität und oft über ein unkonventionelles Verhalten. Viele haben ein starkes Moralbewusstsein und lehnen körperliche Gewalt grundsätzlich ab. Oft gelten sie als aufmüpfig, weil sie Meinungen von Autoritäten kritisch hinterfragen. Sie sind überdurchschnittlich empfindsam und haben ein gutes Gespür für Authentizität.

Doch obwohl man mit einer solchen Typisierung ein anschauliches Profil zeichnen kann, darf man nie ausser Acht lassen, dass auch Kinder und Jugendliche mit besonderen Begabungen sehr verschieden sind und ihr individuelles Fähigkeitsprofil haben. Wie auch immer: Unbestritten ist: Will man besonders Begabte wirklich fördern, braucht dies einen Unterricht oder zumindest Unterrichtsteile, die diesen Kindern und Jugendlichen entsprechen. Es sind dies stark diskursive Elemente und Elemente, wo das eigenständige Denken und das Entwickeln von individuellen, neuen und manchmal unkonventionellen Lösungen im Zentrum stehen. Ein Unterricht, der primär vermittelt und in erster Linie erwartet, dass das Vermittelte mit dem Ziel gelernt wird, es zum vorgesehen Prüfungszeitpunkt korrekt wiederzugeben, ist für diese Kinder und Jugendliche ein Motivationskiller.

Die formalen Bestimmungen der Luzerner Gesetzgebung müssen also mit pädagogischen Inhalten gefüllt werden. Das bedingt eine grundsätzliche pädagogische Neuorientierung der Gymnasien, bei der Unterrichtsstil und -methoden angepasst und modernisiert werden.

Gymnasium mit Zukunft

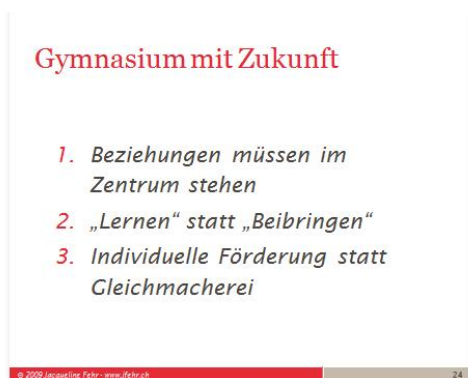


Und damit sind wir beim letzten Punkt meiner Ausführungen: Wie sieht ein Gymnasium mit Zukunft aus? Wenn ich mir relativ unwissenschaftlich, dafür spontan überlege, mit welchen Bildern ich ein motivierendes, spannendes, jugendgerechtes Gymnasium verbinde, dann sind es die Bilder von Hogwarts aus den Büchern und Filmen von Harry Potter (oder dann das Internat aus dem Film „Das fliegende Klassenzimmer“.) Wieso? Ich glaube, es sind unter anderem folgende Elemente:



1. In Hogwarts ist Freizeit und Schule ein Ganzes.
2. Das Tun nebst dem Unterricht hat mindestens einen so grossen Stellenwert wie der Unterricht.
3. Die Beziehungen unter den Jugendlichen sowie zwischen Jugendlichen und Lehrkräften sind sehr tief und sehr bedeutsam.
4. Zusammengehörigkeit und Abgrenzung, Unterstützung und Konkurrenz haben je ihren Raum.
5. Das Zusammenleben ist durch die „Häuser“ auf Hogwarts altersdurchmischt.
6. Die Lehrkräfte spielen im Unterricht eine gewisse Rolle. Sie stehen ausserhalb des Unterrichts in verschiedenen Funktionen zur Verfügung. Lernen tun die Jugendlichen aber sehr selbständig und vor allem auch durch den Austausch untereinander.
7. Der Unterricht ist erlebnisreich und oft auch herausfordernd. Er hat einen starken Bezug zum Alltag der Jugendlichen.

Was heisst das übertragen auf die Schulentwicklung eines Gymnasiums?



1. Die Beziehungen müssen im Zentrum stehen. Beziehungen bestimmen die Lernmotivation und damit den Lernerfolg wesentlich mit. Beginnen wir mit den Beziehungen zwischen Jugendlichen und Lehrkräften. Da wir die Gymnasien nicht zu Internaten umwandeln können, müssen wir andere Formen wählen, um dem Zusammenleben an den Gymnasien mehr Bedeutung zu geben. Das können offene Arbeitsräume sein – zum Beispiel in den Mediotheken –, in denen Lehrkräfte und Jugendliche gemeinsam arbeiten. Lehrkräfte müssen ansprechbar sein und dazu müssen sie den Jugendlichen begegnen. Das kann in der Cafeteria oder der Mensa sein. Oder anders gesagt: Es sollte in einem Gymnasium mit Zukunft nicht mehr vorkommen, dass sich Lehrkräfte nach dem Unterricht regelmässig ins Lehrerzimmer zurückziehen oder für die weiteren Arbeiten nach Hause gehen.

Um die Beziehungen unter den Jugendlichen selbst zu stärken, können altersgemischte Gruppen – analog den Häusern bei Hogwarts – geschaffen werden, die in vielfältiger Weise in einen Wettbewerb treten, untereinander aber eine altersdurchmischte Zusammenarbeit haben. Dazu gehört auch, dass die Älteren den Jüngeren helfen, sei es schulisch oder auch beim Zurechtfinden in der Schule oder generell im Leben. Hier haben wir einen ersten Anknüpfungspunkt für die Begabtenförderung. Besonders begabte Kinder und Jugendliche können einer Gruppe zu einem entsprechenden Prestige oder Erfolg verhelfen, sei es, weil sie im schulischen Wettbewerb gute Leistungen erbringen, sei es, weil sie ihre Mitschülerinnen und Mitschüler unterstützen können. Denken wir an die Rolle, welche die jeweiligen Leader in den „Häusern“ von Hogwarts spielen.

2. Es braucht eine pädagogische Neuorientierung. „Beibringen“ muss zugunsten des „Lernens“ zurücktreten. Gymnasien mit Zukunft müssen mehr Lerngelegenheiten schaffen, mehr Raum für eigenaktives Lernen, mehr Exploration und Entdeckung zulassen.

Arthur Jensen [englisch](1998) umschrieb dies etwa so:

Die beste Lernumwelt ist wie eine gute Cafeteria, in der nicht nur die gängigen (Massen-) Artikel angeboten werden, sondern auch eine grosse Auswahlmöglichkeit besteht, so dass jeder individuelle Geschmack befriedigt wird. Nur in einer Lernumwelt, die eine Vielfalt an Lern- und Arbeitsmöglichkeiten bietet, kann jedes Kind seine natürlichen Interessen, Neigungen und speziellen Begabungen entdecken und entfalten.

Hier treffen wir wieder auf die Begabtenförderung. Je mehr das eigenständige Denken gefördert wird, desto grösser die Chance, dass Begabte und nicht Angepasste gefördert werden. Zu diesem Konzept von Schule gehören auch ausgebaute Mitwirkungsrechte. Gerade begabte Schülerinnen und Schüler erwarten, dass sie ernst genommen werden und ihr starker Drang nach Autonomie und Selbstbestimmung respektiert wird.

3. Es braucht eine Bildungsphilosophie, die darauf baut, dass alle jene Talente und Fähigkeiten entwickeln können, die in ihnen angelegt sind, so wie es schon Dareios I in seinem Gerechtigkeitskonzept entworfen hat. Ein Gymnasium mit Zukunft stellt sich dem Feind des Ausnahmetalents, der Gleichmacherei, entgegen. Es fördert individuell und macht nicht gleich. Es lässt auch und sogar in erster Linie die Begabten vorwärts kommen und nicht die Angepassten. Es schläfert sich nicht mit dem Durchschnitt ein, sondern lässt sich vom Stachel der Ausnahmetalente herausfordern.

Geschätzte Anwesende

Die Schule soll ein Ort der Liebe zum Lernen sein. – Dies ist der wichtigste Grundstein für die Begabtenförderung. Damit das gelingt, braucht es weder Drill noch Larifari, weder Lernverbote noch Leistungsdruck, sondern eine Beziehung, die auf Respekt, Anerkennung und Ermutigung beruht.

(Eventuell noch so was wie: So stelle ich mir die Aussicht auf dem Gipfel vor).



25. Oktober 2009/jf